



Leseprobe

Robert Goolrick

Das Ende der Welt, wie wir sie kennen

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 256

Erscheinungstermin: 13. Juli 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

»Mein Vater starb, weil er zu viel trank. Sechs Jahre zuvor war meine Mutter gestorben, weil sie zu viel getrunken hatte. Ich trank zu viel. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm « Mit schonungsloser Ehrlichkeit blickt der Schriftsteller und New-York-Times-Bestsellerautor Robert Goolrick zurück auf seine Kindheit, wo sich hinter einer vermeintlich heilen Welt Abgründe auftun. Die Erinnerungen lassen ihn nicht los, denn sie bergen ein Geheimnis, das ihn an den Rand der Selbstzerstörung treibt. Aber er findet die Kraft zu überleben □ und die Macht der Sprache, um sich von den Dämonen zu befreien



Autor

Robert Goolrick

Robert Goolrick wuchs in einer Kleinstadt in Virginia auf. Von dort zog es ihn nach Europa, schließlich ging er nach New York, wo er viele Jahre in der Werbebranche tätig war, bis er mit 50 seinen Job verlor. Aufgrund seiner Drogen- und Alkoholabhängigkeit war sein Leben vollkommen aus den Fugen geraten. Er selbst sagt über diese Zeit: "Ich habe zehn Jahre meines Lebens einfach verloren, wie andere eine Brille verlieren." Heute ist Robert Goolrick international erfolgreicher Schriftsteller.

In »Das Ende der Welt, wie wir sie kennen« nimmt uns der New York-Times-Bestsellerautor Robert Goolrick mit auf eine Reise in die vermeintlich idyllische Welt seiner Kindheit: der Vater Professor an einem College, die Mutter charmante Gastgeberin. Eine Welt der Cocktails, unterhaltsamen Gespräche und schicken Kleider, hinter deren Fassade sich Abgründe auftun. Mit schonungsloser Ehrlichkeit blickt Robert Goolrick zurück auf sein Elternhaus, auf seine Mutter und seinen Vater, die die Welt seiner Kindheit schufen und zugleich vernichteten. Und auf sein Leben als Erwachsener, geprägt von der verzweifelten Suche nach Liebe, nur um sie in dem Moment, wo sie ihm begegnet, von sich zu stoßen. Sein traumatisiertes Ego treibt ihn bis an den Rand der Selbsterstörung. Doch er findet die Kraft zu überleben und erzählt eine „beeindruckende, lebensbejahende Geschichte“ (Kirkus Reviews).

ROBERT GOOLRICK wuchs in einer Kleinstadt in Virginia auf. Von dort zog es ihn nach Europa, schließlich ging er nach New York, wo er viele Jahre in der Werbebranche tätig war, bis er mit 50 seinen Job verlor. Aufgrund seiner Drogen- und Alkoholabhängigkeit war sein Leben vollkommen aus den Fugen geraten. Er selbst sagt über diese Zeit: »Ich habe zehn Jahre meines Lebens einfach verloren, wie andere eine Brille verlieren.« Heute ist Robert Goolrick international erfolgreicher Schriftsteller.

ROBERT GOOLRICK BEI BTB
Eine verlässliche Frau (74047)
Ein wildes Herz (74766)

Robert Goolrick

Das Ende der Welt,
wie wir sie kennen

*Aus dem Amerikanischen
von Martin Ruben Becker*

btb

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»The End of the World as We Know It «
bei Algonquin Books Books of Chapel Hill.
A division of Workman Publishing, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Schleipen Werkdruck* liefert Cordier, Deutschland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe August 2015
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2007 by Robert Goolrick
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotiv: © plainpicture / Millennium
Druck und Einband: CPI books GmH, Leck
KR · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74068-0

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für Lynn Grossman und Bob Balaban,
die sagten, irgendwann wird ein Buch daraus,

und

Thomas Kalman,
der sagte, irgendwann kommt die Zeit.

Komm Tod und schließ mit deinen Fingern mir die Augen,
Doch wenn ich leben bleibe, sorg dafür, dass ich mich
selbst vergess.

CHRISTOPHER MARLOWE, *Edward II*

Jetzt und zugleich für immer

I

Mein Vater starb, weil er zu viel trank. Sechs Jahre zuvor war meine Mutter gestorben, weil sie zu viel getrunken hatte. Ich trank zu viel. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Mein Vater wurde eingäschert. Auch meine Mutter wurde eingäschert. Als sie sechs Jahre vor ihm am Labor Day gestorben war, war mein Vater zu bekümmert, um die Beisetzung durchzustehen, und so stand die Asche meiner Mutter monatelang auf einem Regal im Bestattungsinstitut, bis zum nächsten Frühjahr, als mein Vater eines Tages plötzlich ihre Asche abholte und sie vom Gärtner hinten im Garten beisetzen ließ, zwischen lauter Beeten gleich neben der Terrasse, wo wir manchmal an den Abenden saßen, auf den Bach schauten und die kühle Brise genossen, die vom Wasser heraufwehte.

Das Grab meiner Mutter wurde nicht gekennzeichnet, und so wusste niemand genau, wo sie eigentlich lag, und meine Tante drehte regelrecht durch vor Besorgnis, weil es keine Beisetzung und keine entsprechende kirchliche Aussegnung gegeben hatte. Zum folgenden Weihnachtsfest schenkten wir meinem Vater die gusseiserne Skulptur eines Einhorns – meine Mutter hatte Einhörner immer geliebt –, und diese Statue stellten wir ungefähr dort auf, wo sie begraben lag. Wir platzierten die Skulptur auf einem marmornen Nudelbrett aus der Küche.

Mein Vater ist vermutlich bislang der einzige Mensch, der zu Weihnachten eine Grabskulptur geschenkt bekommen hat. Sie wurde in einer Kiste geliefert, in die auch eine Waschmaschine gepasst hätte, und am Morgen des Weihnachtstages packte er sie aus, als handelte es sich um ein neues Golfschlägerset oder so etwas.

Es war kein Begräbnis, jedenfalls kein richtiges, aber ihre Asche stand wenigstens nicht mehr zwischen der lauter anderer Fremder in einem Bestattungsinstitut. Meine Mutter hat uns nie gestattet, die Worte *Bestattung*, *Zuhause*, *Vorhänge*, *Büsche*, *Mami*, *Geschenk* oder *Kinder* zu verwenden, sie dachte, die wären kitschig, aber ich weiß nicht, wie man einen Ort sonst nennen soll, an dem man die Asche eines Menschen aufbewahrt, nachdem er verbrannt worden ist.

Meine Schwester und ich beschlossen, meinen Vater neben meiner Mutter zu beerdigen, oder jedenfalls dort, wo wir glaubten, dass meine Mutter liege, unter dem Einhorn, und dann für beide eine Beerdigungszeremonie abzuhalten, damit die Seele meiner Mutter endlich frei wäre und in den Himmel kommen könnte und nicht mehr endlos im ekklesiastischen Äther herumirren müsste, und das erfreute meine Tante außerordentlich. Es war auch beinahe legal, seine Eltern im Garten zu begraben.

Das Haus, in dem mein Vater wohnte und das mir gehörte, war völlig heruntergekommen. Vor sechs Monaten hatte ich ihn besucht und war nachts aufgewacht, weil ich etwas im Zimmer gehört hatte. Als ich das Licht anmachte, entdeckte ich drei riesige Ratten auf dem zerschlissenen Teppich, die an meiner Gartenkleidung schnupperten, die ich zum Waschen in die Ecke geschmissen hatte. Ich warf mit einem Buch nach ihnen, und sie huschten dorthin zurück, wo sie hausten. Aber das Ganze hatte mich ziemlich in Panik versetzt, und ich ging nach unten, um auf dem Sofa weiterzuschlafen. Im Morgengrauen wachte ich wie-

der auf und erblickte zwei Ratten, die auf dem persischen Läufer fickten – wir sagten niemals *Teppich*, nicht einmal, wenn er sich von einer Wand zur anderen erstreckte –, und so richtete ich mich auf und warf mit einem Aschenbecher nach ihnen. Danach blieb ich, steif vor Zorn, wach, bis mein Vater zum Frühstück herunter kam.

»So kann es nicht weitergehen«, sagte ich. »Hier gibt es Ratten, die auf dem persischen Läufer meiner Mutter ficken, und das kann nicht einen Tag so weitergehen.«

Er antwortete nicht einmal, sondern fuhr fort, sich seine Eier und seinen Bacon zuzubereiten, als wäre ich gar nicht im Zimmer. So reagierte er auf alles, was ihm unangenehm war, er tat so, als wäre es gar nicht geschehen, also rief ich einen Kammerjäger an, der noch am selben Tag vorbeikam. Er schnüffelte nur einmal im Wohnzimmer herum und sagte: »Sie haben eine richtige Rattenplage.« Genau das sagte er. Er war sehr ernst, wie ein Arzt, der einem erklärt, man habe eine tödliche Krankheit. »Das kann bis zu einem Jahr dauern.«

Als mein Vater dann starb, am 15. August, waren die Ratten praktisch verschwunden, zumindest rannten sie nicht mehr mitten am Tag herum, auch wenn es im Haus, wenn man die Türen geschlossen hielt, überall nach toten Ratten roch.

Nachdem ich dort ankam, rief ich meine Schwester an, die ich sehr liebe. »Jetzt sind wir Waisen«, sagte ich. »Aber wer wird schon einen dreiundvierzigjährigen Waisen adoptieren?« Dann begann ich mich auf die Beerdigung vorzubereiten.

Mein Vater besaß einen Carport. Schon das Wort *Carport* verursacht bei mir einen Anflug von Übelkeit. Er hatte ihn bei Sears gekauft, und das Ding war gerade groß genug, um seinen Chevy Nova unterstellen zu können. Sein Chevy Nova stank zum Himmel, weil mein Vater im letzten Sommer Abfall in den Kofferraum getan hatte, um ihn zum Müllcontainer zu bringen, und

ihn dann vergessen und sechs Wochen im Kofferraum liegen gelassen hatte, bis ich nach Hause kam, in den Wagen stieg, würgen musste, in den Kofferraum schaute und dann den sechs Wochen alten sommerlichen Abfall zur Deponie brachte. Acht Jahre später verkaufte ich das Auto, und es hatte nie aufgehört zu stinken. Aber der Carport störte mich regelrecht.

Da stand er, Wellblechdach auf dünnen Pfeilern, vor dem zweihundert Jahre alten Haus, das meine Großmutter vor siebenzig Jahren gekauft hatte. Als Erstes rief ich den Gärtner an, der Claudie hieß, und bat ihn, vorbeizukommen und den Rasen zu mähen, weil ich wusste, dass in den nächsten Tagen eine Menge Leute vorbeischauchen würden, und weil so wenigstens der Rasen anständig aussehen würde. Als er dann da war, bat ich ihn, den Carport abzureißen und ihn zu entsorgen. Das geschah einen Tag nach dem Tod meines Vaters, und schon war es um den Carport geschehen. Claudie fragte, ob er ihn haben könnte, und ich sagte, natürlich, also nahm er ihn sorgfältig auseinander und lud ihn auf seinen Pickup, der, wie jeder sehen konnte, sowieso nicht unter den Carport passen würde, so dass ich verblüfft war, aber einfach auch froh, dass das Ding weg war.

Claudie hatte wahrscheinlich noch andere Autos. Manche Leute in Virginia lassen auch gern gebrauchte Autos in ihrem Garten stehen, als wären sie zusätzliche Immobilien.

Bis spät in die Nacht putzten wir, meine Schwester, meine Tante und ich, das Haus. Zumindest machten wir überall dort gründlich sauber, wo die Leute vielleicht hinkommen würden. Auf dem Küchentresen standen immer noch Teller mit Essen, ebenso auf dem Küchenfußboden etwas für den Hund, meist Styroporbehälter von Restaurantketten wie Long John Silver's. Meine Tante sang die ganze Zeit wieder und wieder so ein kleines Lied – »Greasy cobwebs« –, sang fröhlich vor sich hin, während sie mit dem Besen auf die Zimmerdecke losging, »Greasy cobwebs.«

Erst viel später erfuhr ich, dass mein Onkel und sie meinen Vater verachtet hatten, von dem ich dagegen immer geglaubt hatte, alle würden ihn mögen, da er doch stets solch einen Charme versprüht hatte, zumindest bis er zum absoluten Einsiedler geworden war, der nur um halb neun Uhr morgens in die Stadt fuhr, um seine Post abzuholen, sich aus der Bücherei ein paar Kriminalromane zu leihen und sich bei irgendeiner Fast-Food-Kette sein Abendessen zu besorgen, irgendetwas Fettiges, das dann den ganzen Tag herumstand, bis er es sich abends aufwärmte und drei Bissen davon aß.

Er muss schrecklich einsam gewesen sein.

Als wir mit unserer Säuberungsaktion fertig waren, sah das Haus zwar nicht gerade überwältigend aus, aber zumindest das Wohnzimmer und das Esszimmer waren vorzeigbar. Das Esszimmer hatte sich einmal in einem anderen Zimmer befunden, aber mein Vater hatte alle Möbel rausräumen lassen und sein Bett dort hineingestellt, damit er nicht jeden Abend betrunken die Treppe hochsteigen müsste.

Das war das Zweite, was ich am Tag nach dem Tod meines Vaters tat. Ich baute das Bett auseinander, in dem er geschlafen hatte, und gab es meiner Schwester. Es war ihr Kinderbett gewesen, und mein Vater hatte den Großteil seiner Zeit darauf verbracht, hatte unzählige Krimis darin gelesen, Fernsehen geguckt, mit Sam Weller – dem Hund – geredet und Bourbon getrunken. Meine Schwester kam regelmäßig vorbei und schnitt ihm in diesem Zimmer die Fußnägel. In der alten Speisekammer, in die er sich ein Waschbecken, eine Toilette und eine Duschkabine aus Blech hatte einbauen lassen, badete er und ging auch aufs Klo, sicher so ziemlich das einzige Badezimmer der Welt, in dem es überhaupt keine Möglichkeit zum Heizen gab, so dass in jedem Winter die Rohre einfroren, und er, wie ich annehme, dann doch nach oben gehen musste, zumindest ab und zu.

Am Tag nach dem Tod meines Vaters erschien die Frau meines Taufpaten mit einem Schinken. In der Mitte war eine Scheibe herausgeschnitten worden. »Wir hatten diesen Schinken gerade übrig und dachten, du könntest ihn vielleicht gebrauchen«, sagte sie, als wäre es das Natürlichste von der Welt, sich mitten im Sommer die Mühe zu machen, acht Stunden lang einen Schinken zu kochen, und als würde eine fehlende Scheibe ihn quasi ins Reich der Speisereste versetzen. Es war ein Akt größter Güte, sehr taktvoll vermittelt, und ich wusste das wirklich zu schätzen. Andere Menschen folgten ihrem Beispiel, sie brachten alles Mögliche zum Essen vorbei, und an das Einwickelpapier waren lauter Anleitungen dahingehend geheftet, wie lange wir die Sachen bei welcher Temperatur aufwärmen sollten. Trauer, denke ich, macht hungrig, und da es viel zu heiß war, um irgendetwas zu kochen, aßen wir einfach, was uns da vorbeigebracht wurde. Eine Menge davon war wirklich gut.

Am Tag nach dem Tod meines Vaters tauchte außerdem ein achtzehnjähriger Junge aus dem Nichts in unserem Garten auf. Er wohnte in einem der Häuser oben auf dem Hügel und erzählte, dass der Hund meines Vaters, ein schwarzer Labrador, der dümmer als Hühnerscheiße, aber sehr lieb war, sich angewöhnt hätte, zu ihm auf den Hof zu kommen, und dass er begonnen hätte, ihn zu füttern. Sam Weller – frei nach Dickens – war nicht gerade dünn, da er sich ununterbrochen von Mahlzeiten aus diversen Fastfood-Ketten ernährte. Der Junge erzählte mir, dass er im Herbst an die Vanderbilt University gehen würde. »Das ist eine gute Uni«, sagte ich.

»Kann ich den Hund Ihres Vaters haben?«, fragte er. Ich dachte lange darüber nach, wie er es fertigbringen konnte, an einem solchen Trauertag in unseren Garten zu marschieren und um den Hund zu bitten – ich meine, das war ein sehr lieber, gutmütiger Hund, um den er bat –, aber ich wusste, dass ich, wenn ich

wieder in New York war, nur gelegentlich vorbeischaun könnte, und meine Schwester hatte schon zwei Hunde und zwei Kinder, und so sagte ich schließlich ja. Der Junge wusste nicht mal, wie der Hund hieß, also sagte ich es ihm, und er starrte mich nur verständnislos an, und da dachte ich, dass er in Vanderbilt wohl noch eine Menge zu lernen hätte. Ich sagte ihm, er könne den Hund haben, er piffte, und Sam kam herbeigetrabt, und der Junge ging mit ihm weg und durch den Wald, und das war das Letzte, was ich je von dem Hund gesehen habe.

Leute kamen vorbei. Mein Bruder und seine Frau kamen aus Atlanta, aber sie übernachteten wie immer in einem Motel. Leute, mit denen wir nicht gerechnet hatten, kamen vorbei. Sogar zwei Freunde von mir aus New York kamen vorbei, hatten bei schlechtem Wetter ein Flugzeug bestiegen, um dann in einer Kirche zu stehen und einem Mann, den sie gar nicht kannten, ihren Respekt zu bezeugen, nur um mir Trost zu spenden. Es berührte mich zutiefst.

Alte Freunde meines Vaters kamen vorbei und saßen im von der Rattenplage befreiten Wohnzimmer, tranken Cocktails oder Eistee und redeten über meinen Vater. Sie erzählten einen Haufen komischer Geschichten. Bei einer durchschnittlichen Südstaaten-Hochzeit werden mehr Tränen vergossen als bei einer durchschnittlichen Südstaaten-Beerdigung, und genauso war das auch bei meinem Vater. Eine Menge der Geschichten handelten von Gelegenheiten, bei denen mein Vater sich betrunken und komische Dinge getan oder gesagt hatte oder andere Leute sich betrunken und schreiend komische Dinge getan hatten, der Höhepunkt der Party. Und dann gab es auch die üblichen melancholischen Ausbrüche. Mein Vater war geliebt worden.

Das Wohnzimmer wirkte sehr adrett, aber in dem ganzen Raum gab es keine einzige bequeme Sitzgelegenheit, alle Möbel waren billig und ohne jede Überlegung auf die Schnelle einge-

kauft worden, nichts passte zusammen, und so blieben die Leute nicht lange. Außerdem war es sehr heiß, und wir hatten überhaupt keine Klimaanlage.

Mein Bruder kann mit Trauer nicht umgehen und vermeidet Situationen, die ihm zusetzen. Aber er war sehr nützlich, da er stundenlang dasitzen und den Leuten, die vorbeikamen, Anekdoten erzählen konnte. Er ist praktisch der König der Anekdote, und er ist außerordentlich geistreich. In der Tat ähnelt er in Vielem meinem Vater, ist aber niemals betrunken.

Die reichste Frau ganz Virginias kam vorbei, sie war den ganzen Weg von der Küste hierhergefahren und brachte einen Eimer Tomaten von der Farm mit, wie sie sie nannte, womit ein gewaltiges georgianisches Herrenhaus und ungefähr dreitausend Hektar am Rappahannock gemeint sind.

Nach einem Südstaaten-Begräbnis bietet man den Leuten, wenn es im Laufe des Vormittags stattfindet, hinterher immer Getränke und etwas zum Mittagessen an. Die Beerdigung meines Vaters sollte um elf Uhr sein, also riefen wir einen Party-service an, den einzigen in der Stadt, und die Frau sagte, sie würde Hähnchensalat auf Brötchen mit Schinken, von dem wir reichlich hatten, vorbeibringen und solche Sachen, damit die Leute etwas zu essen hatten. Es herrschte eine Gluthitze.

Leute fragten mich immer wieder, ob sie irgendetwas für uns tun, uns in irgendeiner Weise behilflich sein könnten, aber ich sagte immer wieder nein. Zum einen, weil ich ein Kontrollfreak bin, und zum anderen, weil mir wirklich nichts einfiel. Wir hatten das Haus gründlich geputzt und das Zimmer meines Vaters ausgeräumt. Wir hatten seine wenigen abgetragenen Kleidungsstücke in Kartons verpackt, um sie wegzuschmeißen, und wir hatten den Esstisch zusammen mit den Stühlen wieder ins Esszimmer gestellt, so dass es praktisch wieder so aussah wie früher, bevor mein Vater sich aus der Welt zurückgezogen hatte. Meine

Schwester und ich arbeiteten wie die Wilden, was man eben tut, wenn jemand gestorben ist. Alles war getan, und so saßen wir nur da, lauschten den Geschichten, aßen Schinken und gingen an den heißen Nachmittagen zu meiner Schwester hinüber, um in ihrem Swimmingpool zu baden. Die Stunden zogen sich träge hin. In Zeiten der Trauer wartet man darauf, dass etwas geschieht, aber das, worauf man wartet, ist bereits geschehen.

Am Morgen der Beerdigung meines Vaters wachte ich um sechs Uhr auf, und plötzlich wurde mir klar, dass wir eine Sache völlig vergessen hatten. Wenn mein Vater neben meiner Mutter beigesetzt werden sollte, dann fehlte ein Loch, um ihn hineinzulegen. Niemand hatte daran gedacht, ein Loch zu graben.

Claudie hätte es gemacht. Claudie würde alles machen. Aber ich hatte es vergessen.

Also stand ich auf, zog eine zerrissene Jeans, ein altes T-Shirt und Segelschuhe an, ging nach unten, holte mir einen Spaten und sprang über die Mauer zwischen den Buchsbüschen hindurch auf die kleine Parzelle im Garten, wo meine Mutter begraben lag. (Wir sagten niemals *Buchsbaumbüsche*. Es war spießig.) Ich versetzte die Einhornskulptur – sie war sehr schwer und schon von der Hitze aufgewärmt – und begann an einer Stelle zu graben, von der ich dachte, sie befinde sich neben meiner Mutter. Ich stieß auf die Kiste, in der meine Mutter begraben lag, schaufelte das Loch also wieder zu, wählte eine andere Stelle einen halben Meter entfernt und begann wieder zu graben. Am Tag zuvor hatte es ein mächtiges Gewitter mit sintflutartigen Regenfällen gegeben, und der Boden war durchweicht und schwer. Das Graben schien ewig zu dauern, und ich weinte und schwitzte wie ein Schwein, weil ich am Abend zuvor so viel Gin getrunken hatte. Zu dem Zeitpunkt trank ich schon direkt aus der Flasche und war die ganze Zeit ziemlich angeschickert.

Ich maß das Loch immer wieder mit dem Spatenstiel ab, um

zu sehen, ob es tief genug war, und als ich der Meinung war, das wäre es, legte ich den Spaten weg, ging in die Küche, aß ein Schinkenbrötchen und nahm einen Schluck Gin aus der Flasche, um mich wieder zu beruhigen. Dann ging ich nach oben, nahm ein Bad, rasierte mich, zog mir den Anzug und meine makellos polierten Schuhe an und wanderte durchs Haus, rauchte, nahm ab und zu einen Schluck und wartete auf meine Schwester und meinen Schwager, die mich zum Trauergottesdienst in die Kirche mitnehmen wollten. Meine Schwester traute mir nicht mehr zu, ganz gleich zu welcher Tageszeit, irgendwo mit dem Auto hinfahren zu können, und sie hatte Recht.

Als sie auftauchten, sagte ich zu meinem Schwager, dass ich eine Frage hätte, und führte ihn nach draußen zu dem Grab, das ich geschaufelt hatte. Ich fragte ihn, ob er meine, dass es tief genug sei, und er sagte nein, und so holte ich den Spaten, sprang wieder zwischen den Buchsbaumbüschen hindurch und begann erneut zu schaufeln. Ich grub noch mal einen halben Meter tiefer, und als mein Schwager meinte, das reiche jetzt, legte ich den Spaten weg, und wir gingen zur Trauerfeier. Die Klimaanlage im Wagen trocknete den Schweiß, der mein Hemd durchtränkt hatte.

Bei Beerdigungen werden immer für die Familie Parkplätze frei gehalten, also parkten wir genau vor der Kirche, gingen hinein und setzten uns in die erste Reihe, zusammen mit meiner Tante und meinem Onkel, meiner anderen Tante und dem Onkel, der Schwester meines Vaters und ihrem Mann. Der Gottesdienst folgte der Standard-Liturgie aus dem Book of Common Prayer von 1928, und dann war er vorbei, wir standen auf und verließen nacheinander die Kirche und waren überrascht, wie viele Menschen gekommen waren, Menschen aus dem ganzen Bundesstaat, die wir seit unserer Kindheit nicht mehr gesehen hatten. Es kam uns komisch vor, vor allen anderen aus der Kirche zu gehen, wie

bei einer Hochzeit ohne Braut, aber die Menschen blickten uns voller Mitgefühl an, und wir lächelten die meisten an, als wäre nichts Schlimmes geschehen. Das macht man eben so.

Das anschließende Mittagessen sehe ich wie durch einen Nebelschleier vor mir, aber es fand statt, und die Leute aßen Hähnchensalat und Tomaten und Schinken und kalte Melone, und die Kinder schnappten sich ein Sandwich und gingen schwimmen und wateten im Bach, um sich abzukühlen. Es wurde viel gelacht. Die Leute erzählten uns, was für ein wunderbarer Mann mein Vater gewesen sei und wie sehr sie ihn vermissen würden. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich meinen Vater gehasst habe, aber ich stimmte ihnen allen trotzdem zu, denn das macht man eben, nicht wahr. Was hätte es auch gebracht, jetzt etwas zu sagen?

Ich hatte gedacht, ich würde Freudensprünge machen, als mein Vater starb. Ich dachte, das Gewicht der Welt würde mir von den Schultern fallen. Stattdessen war ich von Kummer überwältigt, genau wie meine Schwester, die ihn aus vollem Herzen geliebt und sich in jeder Hinsicht um ihn gekümmert hatte, ganz gleich, wie gruselig er auch gewesen war.

Um ein Uhr waren die meisten Menschen, diejenigen, die meinem Vater nicht so nahegestanden hatten, gegangen, und der Pfarrer kam und brachte das Kästchen mit der Asche meines Vaters mit. Er zog sich im Raum neben dem Wohnzimmer sein Gewand über, und dann waren wir bereit für die Beisetzung. Den Teil mit »Asche zu Asche«.

Irgendwie gelang es der Familie, sich auf das kleine Fleckchen zwischen den Buchsbaumbüschen zu zwängen, und die restliche Trauergemeinde stand auf der Terrasse und sah zu uns herüber, die Kinder standen in ihren Schwimmsachen auf der Mauer und platzten vor lauter Neugierde – die Familienmitglieder, der Pfarrer in seiner Soutane, im Chorhemd und der Stola, ein

graues Kästchen in der Hand haltend, das im Prinzip wie eine Tupperware-Dose aussah.

Der Pfarrer zelebrierte die Messe, die sehr kurz war, er nannte die Namen meiner Mutter und meines Vaters, und ich konnte spüren, wie meine Tante vor Erleichterung und Trauer um ihre Schwester zerfloss, und dann drehte er sich um und gab mir das Kästchen.

Es war überraschend schwer. Ich hatte erwartet, dass es leicht wäre wie die Asche, die man aus einem Kamin fegt, leicht wie künstliche Schlagsahne, aber das war es nicht. Durch das milchige Plastik konnte ich Knochenstückchen erkennen. Dies hier war mein Vater in meinen Händen. Dies war das abschließende Fazit meiner Geschichte mit meinem Vater, und ich spürte die Last, nicht bloß des Kästchens, sondern der ganzen Vergangenheit, die Last des Zorns, die Last unserer katastrophalen Beziehung. Ich hatte geglaubt, ich hätte ihm vergeben.

Ich wusste nicht, was ich mit diesem Kästchen tun sollte, und dann begriff ich, dass ich es in das Erdloch versenken sollte, das ich an diesem Morgen gegraben hatte. Ich kniete mich hin und stellte das Kästchen in das Loch. Ich sah auf und erkannte an dem Ausdruck auf den Gesichtern der Freunde meines Vaters und der Kinder, die ihre Hälse reckten, um einen besseren Blick zu erhaschen, dass es noch nicht vorbei war.

Ich begann, mit meinen Händen die Erde ins Loch zu schaufeln. Ich hatte das Gefühl, weinen zu müssen, aber ich wusste, das würde bloß eine Katastrophe geben, und überhaupt, es war, als würde ich etwas einpflanzen, und ich hatte schon ungezählte Male etwas eingepflanzt. Meine Schwester, diese gütige Seele, kniete sich neben mich und schaufelte mit ihren wunderschönen schmalen Händen ebenfalls Erde in das Loch, sah zu, wie sie hinabfiel und diesen Mann bedeckte, den sie geliebt hatte. Diesen Mann, dessen Fußnägel und dessen Haare sie geschnitten hatte.

Als wir mit unserer Arbeit fertig waren und die restliche Erde über dem Kästchen aufgeschichtet hatten, in dem die Asche meines Vaters für immer liegen würde, ergriff ich die Hand meiner Schwester, und wir standen beide auf. Die Leute auf der Veranda starrten immer noch zu uns herüber, und der Pfarrer wartete geduldig, um seinen Segen zu sprechen. Also drehte ich mich um und trat die Erde fest, und dann griff ich nach der Marmorplatte und der Skulptur und stellte sie auf die frische Erde, wo ich zuvor gegraben hatte. Dann sprach der Pfarrer seinen abschließenden Segen, der Herr möge uns segnen und bewahren, der Herr möge sein Antlitz auf uns scheinen lassen und uns seine Gnade gewähren, der Herr möge das Licht seines Angesichts erheben und uns Frieden schenken, jetzt und in alle Ewigkeit.

Ich sage Menschen, die um ihre Väter trauern, immer, dass es nie so kommt, wie man es sich vorgestellt hat. Ich sage ihnen, dass es in Wirklichkeit – ganz gleich, wie sehr man darüber nachgedacht hat, ganz gleich, wie sehr man im Voraus zum Schluss gekommen ist, dass man schon wissen wird, wie man sich fühlen wird, wenn der Vater stirbt – sehr viel tiefgehender und merkwürdiger sein wird, als man sich das je hat vorstellen können.

Ich sage den Leuten immer, wenn ihr einen Abschluss haben wollt, wie man das jetzt nennt, irgendeine Art von Schlusstrich, dann solltet ihr um sechs Uhr morgens aufstehen und das Grab eures Vaters schaufeln. Ihr solltet mit den eigenen Händen Erde über ihn schaufeln und sie mit euren englischen Schuhen festtreten.

Aber das ist nicht wahr. Es ist nicht wahr, was ich den Leuten da erzähle, darüber, das Grab zu schaufeln und die Erde festzutreten.

Ich hatte geglaubt, dass die Dämonen damit zur Ruhe kämen. Ich hatte geglaubt, dass die Wut und der Hass, die Männer aus den Südstaaten für ihre Väter empfinden können, eine Wut und

ein Hass, die so alt und schrecklich sind, dass sie sich jeder Beschreibung entziehen, von mir abfallen würden und ich mich endlich frei fühlen würde.

Aber das war nicht so. Nicht einmal für einen Tag. Nicht einmal für eine verdammte Stunde.

II

Meine Mutter hatte Krampfadern, das passiert mit einem, wenn man so viel trinkt, dass die Leber den Alkohol nicht mehr verarbeiten kann. Das Blut staut sich und beginnt durch die kleinen Kapillaren in der Kehle zu sickern und von dort in den Magen, wo es eine Anaemia perniciosa verursacht. Wenn man es nur einmal bekommt, kann man das heilen oder es stoppen oder was auch immer, aber es bedeutet auch, dass man, wenn man wieder zu trinken anfängt, ziemlich sicher sterben wird.

Ich trug sie gegen ihren Willen in meinen Armen aus dem Krankenhaus, bettete sie hinten in den Wagen meines Vaters und brachte sie zu einer Entziehungsklinik, aber man wollte sie nicht aufnehmen, weil sie schon zu krank war. Als wir im Büro saßen, konnte sie nicht einmal mehr selbst unterschreiben. Sie schickten sie in die Klinik der University of Virginia, und dort musste sie für sechs Wochen bleiben, bis sie überhaupt in der Lage war, dass sie in eine Suchtklinik gehen konnte. Sie blieb monatelang in dieser Klinik, länger als irgendjemand sonst, den ich kannte, und als sie wieder rauskam, sagte sie eines Tages zu mir: »Mein Leben wird nie wieder herrlich sein.«

Ich weiß, was sie meinte. Ich denke immer noch ans Trinken mit einem Gefühl der Helligkeit und der Süße, die in keiner Weise den tatsächlichen Umständen jener Tage entsprechen. Bis auf einige wenige Male bedeutete es, völlig kaputt und fix und

fertig zu sein, und beinahe jede Nacht weinte ich über mein eigenes Benehmen. Ich habe ein Jahrzehnt meines Lebens verloren, einfach verloren, so wie andere ihre Brille verlieren.

Meine Mutter versuchte, nüchtern zu bleiben, denke ich. Ich meine, sie wusste, in welchem Zustand sie, medizinisch gesehen, war, auch wenn sie es vielleicht nicht verstand, und sie war drei Monate in der Suchtklinik gewesen, und sie hatte ihre Lektion wieder und wieder und wieder gehört. Aber sie meinte, nette Leute gingen nicht zu den Treffen der Anonymen Alkoholiker, und mein Vater trank immer weiter, und es war einfach hoffnungslos. Sie war eine elegante und intelligente Frau, und sie hasste ihr Leben. Ich weiß nicht, warum. Sie war immer unglücklich, und nichts konnte sie trösten. Keine noch so große Liebe oder Zärtlichkeit oder irgendwelche aufwendigen Geschenke. Selbst wenn sie etwas bekam, das sie sich immer gewünscht hatte, wie etwa das Haus, in dem sie wohnte, änderte das gar nichts. Ich bin genauso.

Eines Abends räumte ich Geschirr in einen Porzellanschrank und hockte auf dem Fußboden, und sie beugte sich über mich und flüsterte: »Ich kann deine Fahne riechen.« Es war boshaft.

Hoffnungslos. Sie begann, Eistee oder Sprite mit Wodka zu trinken. Sie begann, in ihrem Nähkorb Alkohol zu verstecken. Sie begann, Flaschen in ihrem Kleiderschrank zu verstecken. Sie zündete ihre Matratze an. Ich nehme an, ihr Leben war wieder herrlich.

Ich nahm sie auf eine Spritztour mit dem Auto mit. Es war an einem Sommerabend im Frühsommer, wenn es mild ist, nicht zu heiß, und die Berge in der Ferne immer noch frisch und blau aussehen. Ich hielt auf einer Landstraße am Straßenrand an, wandte mich ihr zu und sagte: »Ich weiß, was du machst«, sagte ich. »Wir wissen alle, was du machst. Und ich möchte, dass du weißt, dass es lange dauern wird und qualvoll sein wird, und ich möchte

auch, dass du weißt, dass keiner von uns etwas getan hat, das das verdient, was du offenbar vorhast.«

»Ich werde mit dem Trinken aufhören«, sagte sie. »Ich werde für dich mit dem Trinken aufhören.«

»Hör nicht wegen mir auf«, sagte ich. »Mach nicht mich dafür verantwortlich. Mach mich nicht zum Übeltäter.« Ich ließ den Motor wieder an, und wir fuhren nach Hause.

Einmal in jenem Sommer war ich gerade zu Besuch bei ihnen, und ich wollte mit ein paar Freunden auf ein paar Drinks ausgehen. Ich deckte in der Küche den Tisch, drei Platzdecken und Servietten und das Silberbesteck meiner Großmutter. Ich sagte meinen Eltern, dass ich um sieben wieder zu Hause wäre, wir hatten immer um halb acht zu Abend gegessen, und wir würden auch an diesem Abend, wie immer, um halb acht essen. Ich kam um fünf nach sieben nach Hause, und sie hatten bereits ihr Abendessen verspeist.

Es war das einzige Mal, dass ich vor Wut auf meine Eltern explodiert bin. »Ich habe euch ein verdammtes Haus gekauft!«, schrie ich. »Ich komme so oft wie möglich zu Besuch. Ich mache nie Urlaub, fahre nie irgendwo anders hin als hierher. Ich bringe euch Geschenke mit. Und ihr könnt keine beschissenen fünf Minuten mit dem Abendessen warten?«

Meine Mutter stand auf und ging aus dem Zimmer. Mein Vater saß einfach da und sagte nichts, als wäre er von einem Baseballschläger getroffen worden. Ich tat mir etwas auf den Teller und aß schweigend. Später, als die Dämmerung kam und das Licht sich blau färbte, suchte ich im Haus nach meiner Mutter und bat sie darum, mit mir ein wenig im Garten spazieren zu gehen. Um die Rosen meiner Tante zu betrachten. Meine Mutter hatte schon seit langem aufgehört, selbst Rosen zu züchten.

Sie sagte, sie wolle mit mir nirgendwohin gehen. Ich sagte: »Schau. So etwas kommt in richtigen Familien vor. Sie streiten

